

Glauben anders

Der interreligiöse Dialog hat in Saarbrücken Tradition

Hand aufs Herz: Wissen Sie, an welchen Stellen sich in Saarbrücken Moscheen befinden? Wo die orthodoxen Christen aus Russland und Griechenland ihre Gottesdienste feiern? Dass es in Sulzbach einen hinduistischen Tempel gibt? Vielleicht sind Sie auch schon oft am Beethovenplatz vorbeigegangen, ohne bewusst wahrzunehmen, dass sich die Saarbrücker Synagoge dort befindet. Zugegeben: Manche dieser Gotteshäuser sind von außen kaum als solche zu erkennen. Vor allem die islamischen Gemeindehäuser haben noch immer den zweifelhaften Charme von „Hinterhof-Moscheen“ oder – im Falle der großen Islamischen Gemeinde Saarland (IGS) – einer ehemaligen Tennishalle. In manchem dieser Räume verbirgt sich allerdings ein Kleinod. So hat die türkische DITIB-Gemeinde ihren Gebetsraum im Obergeschoss des unauffälligen Flachbaus neben der Hochschule für Technik und Wirtschaft in jahrelanger Arbeit ganz nach Art der orientalischen Moscheen mit Teppichen und kunstvoll verzierten Kacheln geschmückt. Heute erstrahlt er wie eine türkisfarbene mediterrane Oase.

In Saarbrücken leben Menschen aus 160 Nationen. Rund 25.000 haben einen ausländischen Pass; weitere 16.000 sind Deutsche mit einem „Migrationshintergrund“. Da bleibt es nicht aus, dass Gläubige, die sich auf Dauer bei uns niederlassen, sich nach Orten sehnen, an denen sie ihre Religion ausüben und leben können. Es scheint wohl ein ehernes Gesetz zu sein, dass gerade die Form und der Ort der Glaubensausübung einen ganz wichtigen Anker bedeuten, wenn man ausgewandert ist oder familiäre Wurzeln in einer anderen Kultur hat. Nicht umsonst suchen auch zugewanderte Christen zunächst einmal nach einer Gemeinschaft, in der sie Gottesdienst und Sakramente in der ihnen vertrauten Form und Sprache erleben können. Nicht anders übrigens als deutsche Christen im Ausland.

Dass man zu wenig voneinander wusste und nur teilweise miteinander im Gespräch war, zeigte sich schmerzlich, als die Islamische Gemeinde Saarland im Jahre 2001 ankündigte, eine „richtige“ Moschee auf dem ehemaligen Hela-Gelände in Saarbrücken bauen zu wollen. Eine heftige Diskussion entbrannte in Kommunalpolitik, Medien und Öffentlichkeit. Mit Erstaunen nahm man wahr, dass sich rund 5000 Muslime auf Dauer hier eingerichtet hatten und selbstbewusst ihren Anspruch auf einen würdigen Ort für ihre Glaubensausübung einforderten. In der aufgeregten Debatte zeigten sich Ängste auf beiden Seiten: Wie würde eine Moschee –

womöglich mit Minarett und Muezzin – ins Saarbrücker Stadtbild passen? Was würde hinter ihren Mauern passieren? Und umgekehrt: Jetzt leben Muslime in großer Zahl seit einem halben Jahrhundert in Deutschland, und doch behandelt man sie wie Fremde, denen man das Recht zur selbstbestimmten Lebensgestaltung abspricht? Nun, das Moschee-Projekt kam aus finanziellen Gründen nicht zustande. Aber der damals unter erschwerten Bedingungen von Politik und Religionsgemeinschaften ins Leben gerufene interreligiöse Dialog wurde fortgeführt und besteht heute – aktiver denn je – als Interreligiöser Gesprächskreis unter der Federführung des Vereins Ramesch weiter.

Viele Mitwirkende im Interreligiösen Gesprächskreis sind theologische Laien. „Gerade für sie ist die Beschäftigung mit den Religionen der anderen auch eine Gelegenheit, die eigene besser kennenzulernen“, erläutert Dr. Soraya Mocket von Ramesch. „Bei uns wird durchaus auch hart diskutiert, und bei kontroversen Debatten muss man schon mal schlichten.“ Richtig interessant wird es, wenn Fragen wie „Warum hat Gott die Menschen geschaffen?“ oder „Was ist der Sinn des Lebens?“ im religiösen Vergleich gestellt und diskutiert werden. Da wird dann deutlich, dass die Menschen ähnliche Fragen bewegen – und die Antworten eben durchaus unterschiedlich sind.

Für die Stadt ist es von Interesse, dass die Religionsgemeinschaften gut miteinander auskommen. Deshalb engagiert sie sich im interreligiösen Dialog. Als Vertreter einer säkularen Position hält sie sich aus der Erörterung religionsspezifischer Fragen heraus, unterstützt aber die Teilnehmer in ihrem Bemühen, sich zu verständigen. Vor „heißen Eisen“ hat der Kreis keine Scheu. Im Gegenteil - denn: Zu Gemeinsamkeiten findet man am besten, indem man sich über Trennendes auseinandersetzt.

Besonderes Augenmerk haben die Mitglieder des Arbeitskreises auf den Jugenddialog gerichtet. Rund fünfzig Jugendliche verschiedener Religionen haben Heiner Buchen vom Dekanat Saarbrücken und Ferah Aksoy-Burkert von der Baha'i-Gemeinde inzwischen zusammen gebracht. Die Jugendlichen treffen sich reihum in einem der Gotteshäuser und lernen dabei Hintergründe und Bräuche kennen. Auf diese Weise entstehen Orte der Kommunikation, in denen die jungen Leute ohne Sorge erfragen können, was sie schon immer mal wissen wollten: etwa, weshalb das Fasten im Islam eine so große Bedeutung hat, oder was die Christen eigentlich damit meinen, wenn sie sagen, dass sie an den dreieinigen Gott glauben.

Ein interreligiöser Dialog kann keine Wunder bewirken, und er kann auch nicht auf alle Fragestellungen, die mit Migration zu tun haben, eine Antwort geben. Allein schon deshalb, weil manche Religionen – allen voran das Judentum – selbstverständlich länger hier beheimatet sind als es eine moderne Einwanderung nach Deutschland gibt. Der interkulturelle und

interreligiöse Dialog stößt auch dort an Grenzen, wo Begegnungen zwischen Menschen auf Begegnungen zwischen Kulturen und Religionen reduziert werden. Kein Mensch ist jedoch bloß Vertreter einer bestimmten Kultur und Religion. Wir sind auch Frau oder Mann, jung oder alt, mehr oder weniger gut ausgebildet und haben ganz individuelle Interessen. Wenn wir von Integrationsproblemen sprechen, müssen wir genau schauen, ob sie mit Religion zu tun haben oder etwa mit strukturellen Bedingungen, die die Eingliederung und Chancengleichheit erschweren. Was der interreligiöse Dialog sicher auch nicht leisten kann, ist ein sicherer Schutz vor Fundamentalismen auf allen Seiten. Da sind dann Verfassungsschutz und Sektenbeauftragte gefragt. Aber er ist eine Basis für eine vertrauensvolle Zusammenarbeit, die gerade auch dann tragen dürfte, wenn es zu ernsthaften Interessenkonflikten und öffentlichen Diskussionen kommt. Dass es in den Interkulturellen Wochen inzwischen regelmäßig ein „Friedensgebet der Religionen“ und ein umfangreiches interreligiöses Programm gibt, ist auch Ergebnis dieses sehr vertrauten Umgangs miteinander.

Veronika Kabis
*Leiterin des Zuwanderungs- und Integrationsbüros
Der Landeshauptstadt Saarbrücken*

Juni 2010